

Wolfgang Lusak

Mein *Herz*
schlägt in der
Mitte

Erzählung



novum

1. Auflage, September 2024
© 2024 novum Verlag

Autor: Wolfgang Lusak
Herausgeber: Lusak Consulting: Mag. Wolfgang Lusak
Illustrationen: Mag. Wolfgang Lusak
2 Umschlaggestaltung, grafisches Konzept, Satz:
Umsetzerei Dienstleistungsmanagement GmbH:
Camilla Derschmidt & Sarah Kleindienst
Management und Creative Direction:
Umsetzerei Wien: Judith Zingerle & Markus Eckhart
Korrektorat: Umsetzerei Wien: Julia Gschwandtl
Lektorat: Mediendesign: Christa Hanten
Schriften: Garamond BE, Lexend und Caveat

Hard Cover ISBN: 978-3-99130-670-2
E-Book ISBN: 978-3-99130-671-9

Besuche Wolfgang Lusak online:
lusak.at und lobbydermitte.at
Website zum Buch: herzindermitte.at

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.



© Jasmine Bannauer

Wolfgang Lusak, geboren 1949 in Wien, ist Unternehmensberater, Lobby-Experte und Autor. Er studierte Wirtschaftswissenschaften an der Universität Wien und begann seine berufliche Laufbahn als Konzernmanager bei Unilever, Gillette und BP. Später wurde er der erste Geschäftsführer der Österreichischen Weinmarketinggesellschaft und führte sie aus der Krise nach dem größten Weinskandal der österreichischen Weinwirtschaft.

Seit mehreren Jahrzehnten arbeitet und lebt er als unabhängiger Berater und Lobby-Experte in seiner Geburtsstadt. Er lehrte als Universitätslektor an der Wirtschaftsuniversität Wien. Zudem schreibt er Kolumnen für führende österreichische Medien und hat eine Reihe von Sachbüchern zu den Themen Unternehmertum, Nachhaltigkeit, Digitalisierung und Demokratie veröffentlicht.

2008 initiierte Lusak das Mittelstandsbarometer, eine repräsentative Umfrage, durchgeführt vom österreichischen Marktforschungsinstitut Gallup, um spezifische Daten über den mittelständischen Sektor zu erheben.

Inhalt

	Einleitung	9
<i>1950er</i>	Vegetieren	13
<i>1960er</i>	Fühlen	35
<i>1970er</i>	Aufwachen	65
<i>1980er</i>	Lernen	121
<i>1990er</i>	Lehren	181
<i>2000er</i>	Gestalten	255
<i>2010er</i>	Engagieren	317
<i>2020er</i>	Vermitteln	393
	Nachwort	427

*An den Rändern des Tages, des Jahres und des Lebens
verändern sich die Perspektiven. Die vielen Schattierungen
des sich ankündigenden, durchsetzenden und letztlich
auch wieder verabschiedenden Lichts, sie lassen uns
staunen, aber auch schauern. Türhüter der Erkenntnis*

Überzeugt euch selbst

Am Anfang war die Wärme der Mutter, der Schlag des Lehrers, die Ohrfeige des Vaters und seine entsetzliche Angst vor dem ewigen Leben. Er war ziemlich ratlos, vegetierte nur so vor sich hin. Dann entdeckte er seine Gefühle, seinen Verstand und unglaubliche Sehnsüchte. Mehr und mehr begehrte er auf gegen das, was ihn persönlich störte, was ihm generell missfiel. Etwas in ihm wurde aber auch scheu, einsam und lauernd. Es war etwas Wölfisches in ihm.

Auf seinem Weg lernte er die Farben der Welt, den Geruch der Menschen, den Klang der Verlockung, das Begreifen der Oberflächen, das Eintauchen in die Tiefen, den Geschmack der Freiheit und das Erleben unbegrenzter Fülle kennen. Schon in der Schule gab es einen ersten Ruck, der aus ihm selbst kam. So war es ihm möglich, Schritt für Schritt Entscheidungen zu treffen und letztlich zu erkennen, woran es liegt, dass Leben und Selbstbestimmung gelingen.

Wie alle in seiner Generation musste er extrem viel lernen. Zum Beispiel mitzuhalten mit einer rasanten Entwicklung, wie sie davor noch kein Mensch erlebt hatte. Von Pferdefuhrwerken über Züge, Autos, Jumbo-Jets, Massentourismus bis zum Weltraumflug, von der Digitalisierung bis zur künstlichen Intelligenz. Von der Nachkriegszeit der 1950er Jahre über ein euphorisches, aber trügerisches Wirtschaftswunder bis zur heutigen Zeit der vielfachen Krisen und existenziellen Bedrohungen.

Nach der Schulzeit setzte er recht ungewöhnliche Schachzüge im Studium, taumelte danach voller Naivität in eine Konzernkarriere. Durch seine Erlebnisse bei Unilever, Gillette und BP wandelte er sich vom Mitläufer über einen Zweifler bis zum Kritiker multinationaler Konzerne. Dabei wurde er einerseits zum träumerischen, verliebten, begeisterten, andererseits zum unzufriedenen, rastlosen, suchenden Menschen. Oft fühlte er sich hin- und hergerissen, auch eingezwängt und gekränkt. Dann verhalf ihm ein weltweit für Verwunderung und Spott sorgender

österreichischer Skandal zu einem für sein weiteres Leben ganz entscheidenden Top-Job. Sein Zusammentreffen mit wunderbaren Menschen, seine Reisen und seine Neugier erweckten in ihm das Interesse an Geschichte, Wissenschaft und Vorbildern. Eine Krankheit nahm er als das, was sie war, als Aufforderung seines Körpers an seinen Geist, etwas in seinem Leben zu ändern. Seinem nach langen inneren Kämpfen gewagten Sprung in die Selbstständigkeit verdankt er eine sehr glückliche Zeit sowie die Zuversicht, gestalten zu können.

Dabei stieß er auf entsetzliche Fehlentwicklungen und Widerstände, auf Spaltung und Gewalt. Die beängstigende Veränderung von Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie wurden ihm unheimlich. Er erkannte, was die Mächtigen nicht sehen konnten und wollten. Ihm wurde bewusst, dass vor unseren Augen und dennoch unbemerkt ein wesentlicher Teil der Bevölkerung missachtet, ausgebeutet und dezimiert wird. Ein Teil, der eigentlich alles zusammenhält, jedoch so gut wie unsichtbar ist. Schon war er mittendrin zwischen den Polaritäten von Links und Rechts, Reich und Arm, Jung und Alt, Täuschung und Realität, Demokratie und Diktatur, Krieg und Frieden. Er entdeckte, dass diese Polaritäten durch eine „unheilige Allianz“ verstärkt werden und eine zerstörerische „Schachfiguren-Gesellschaft“ (© Lusak) entstehen ließen.

Er sieht heute die Menschheit vor den größten Herausforderungen ihrer Geschichte. Wolfgang Lusak lädt ein zu einer spannenden Reise von 1950 bis heute. Durch ein um Verstehen und Emanzipation ringendes Leben über acht Jahrzehnte. Mit Höhen und Tiefen, Spiel und Ernst, Fehlern und richtigen Entscheidungen, zwischen ständigem Anrennen und beglückendem Gelingen. Mit einer wunderbaren Lösung für die Menschheit: „Einer Lösung und Überzeugung, die sich erschließen wird, wenn Ihr meiner Spur folgt und genau hinschaut, Kapitel für Kapitel. Ich lege sie euch zu Füßen, überzeugt euch selbst.“



1950 – 1959

Er geht zeitig in der Früh mit festen, schweren Schuhen bei noch fast dunklem Himmel auf einem steinigen Güterweg, der tief in die Landschaft eingegraben ist. Die Steine knirschen unter seinen Sohlen. Links und rechts Wurzeln, Lehm und Hecken, vor sich eine brüchig aussehende Holzbrücke. Am äußersten linken Teil nimmt er ganz undeutlich eine kleine Gestalt wahr. In dem Moment, in dem er unter der Brücke durchgeht, steigt vor ihm die Sonne auf, leicht rötlich, bald richtig rot. Blut. Feuer. Purpur. Karmin. Scharlach. Wein.

Rot, knallrot, alles rot.



aus Vegetieren

...

Unbeschwert blieb es auch in der Familie nicht. Ich war schon seit etwas mehr als zwei Jahren Schüler, als ich bemerkte, dass die gelegentlichen Streitigkeiten meiner Eltern öfter und elementarer auftraten. Meine Mutter – deutlich jünger als mein Vater und spürbar lebenslustiger – fühlte sich am Leben behindert, sie erklärte lautstark, sie wolle nicht „ständig nur in diesen vier Wänden“ sein. Sie drohte sogar meinem Vater an, mit mir von einem Tag auf den anderen Reißaus zu nehmen, zu ihrer Mutter zurück oder sonst wohin. Da fuhr mir der Schreck in die Glieder. Ich liebte sie zwar viel mehr als meinen Vater, dennoch wollte ich – meiner eigenen Interessen schon bewusst – auf mein Zimmer, die gewohnte Umgebung und auch das bisherige Familienleben nicht verzichten und griff ein. Da mein persönliches beiden Ins-Gewissen-Reden mit „bitte nicht mehr streiten“, „schaut, das wird wieder gut“ oder „ich wäre sehr traurig, von hier weggehen zu müssen“ wenig fruchtete, dachte ich mir etwas anderes aus. Ich schrieb mit Bleistift einen Brief an beide, in dem ich die Vorzüge unseres Zusammenlebens, die mögliche Überwindbarkeit der Differenzen, das Aufeinander-Zugehen, das Miteinander-Reden und das – ich erinnere mich deutlich – „Wieder-miteinander-Pro-bieren“ beschwor und dabei nicht vergaß, auch das Elend zu beschreiben, in das sie mich, das Kind dieser Ehe, mit einer Trennung oder gar Scheidung stürzen würden. Natürlich mit einfachen, kindlichen, sicher fehlerhaften Worten. Die Not beflügelte dennoch meine angehende Liebe zu vielleicht ungewöhnlichen, doch treffenden, ja dramatischen Formulierungen.

8

Es wurde mein erstes Mediationsprojekt. Ein Versuch zu vermitteln. Dabei sah ich mich gezwungen, mehrere und immer länger werdende Briefe zu schreiben. Meine Schreibweise wurde dabei strukturierter und eindringlicher. Mit Problem-darstellungen, individuellen Lösungsansätzen und zusammenfassenden, flehent-lichen Appellen an jeden Einzelnen. Was auch notwendig war. Ich glaube, es sind in dieser Zeit schon an die zehn Briefe geworden, die ich meinen Eltern jeweils in einem Moment überreichte, wo sie beide in einem Zimmer waren, und zwar mit dem Hinweis, „dass ihn bitte jeder für sich lesen soll“. Allein betete ich zusätz-lich inbrünstig zu Gott darum, dass sich meine Eltern wieder vertragen mögen.

Mit zunehmendem Zerwürfnis wurden meine mahnenden Briefe auch schluchzender, herzzerreißender – ich packte an Gefühlen hinein, was mein minderjähriger, angstvoller Kopf hergab. Und ich spürte, dass ich meine Eltern beeindruckte. Mein Vater wusste, dass ich meiner Mutter viel mehr zugetan war als ihm, er bemerkte aber sicher, dass ich mich bemühte, ausgewogen zu schreiben, nicht Partei zu ergreifen. Die Briefe wurden letztlich zu einem Erfolg. Zumindest dachte ich, dass sie gewirkt haben. Mit der Zeit nahmen die elterlichen Auseinandersetzungen ab. Die große Innigkeit zwischen ihnen kam zwar nicht zurück, hat es vermutlich auch nie gegeben, doch etwas mehr Ruhe und beiderseitige Toleranz entstanden. Ich glaube, mein Vater musste etwas von seinem Patriarchengehabe ablegen, ihr mehr an Gesellschaft außer Haus bieten, meine Mutter ihre Ansprüche und ihr Temperament zügeln. So gesehen, waren beide eher Verlierer. Wir kamen jedenfalls alle drei wieder in einen ruhigeren Fluss.

Für mich war es das erste Mal, dass ich erleben konnte, was ich mit eigenem Willen, Nachdenken und beharrlichem Eingreifen erreichen kann. „Habt Ihr euch jetzt wieder lieb?“, wollte ich sie danach gerne fragen, traute mich aber nicht. Irgendwann war es mir gleich.

Das Grauen

Noch eine sehr aufwühlende Phase hat es in meiner Kindheit gegeben. Das war, als ich dahinterkam, dass meine Eltern einmal sterben müssen, so wie es eben keinem Menschen erspart bleibt. Diese Erkenntnis ließ mich nachts stundenlang weinen. Es war das blanke, unaufhaltsam aus mir herausbrechende Entsetzen, ein Blick in den ewigen Abgrund, die untröstliche Angst vor dem Alleinsein und dem Nichts. Ich war so entsetzt und verzweifelt, dass ich oft aufstand und in ein anderes Zimmer ging, um dort von meinem Unglück umso heftiger gebeutelt zu werden und dann zusammengekrümmt am Boden zu liegen. Ich zerrann. Es war das Ansehen des Unvermeidbaren, die schmerzliche Machtlosigkeit. Das von der Kirche versprochene ewige Leben nach dem Tod brachte mir auch keinen Trost, denn ich versuchte, dieses ewige Leben gedanklich nachzuvollziehen, es vorauszuempfinden, was mich in noch größeres Entsetzen trieb. Denn das immer fortwährende Leben, ein Jahr nach dem anderen, nie aufhören können, unfassbare Endlosigkeit, keinen Anker haben, das alles kam mir noch schlimmer vor als das Sterben. Ich litt noch mehr, zerrann noch mehr. Doch irgendwann – nachdem mich auch meine Mutter in Gesprächen darüber nicht so recht trösten konnte – kam die Erschöpfung, dann die Beruhigung, zum Schluss das Annehmen und auch Beiseitestellen des Todes. Das Leben öffnete sich mir wieder. Viel später kam

ich darauf, dass Leben auch Sterbenlernen bedeutet. Dass es Mönche gibt, die glauben und sagen, dass man erst mit dem Bewusstsein der Sterblichkeit zur Lebensqualität finden könne.

Zurück zu meiner zumeist beschwerlichen Schulzeit. Ich erinnere mich daran, dass mir damals beim Aufwachen immer ein bisserl übel war. Je mehr ich wach wurde, umso mehr stieg Angst in mir auf, vor dem Lehrer, vor Prüfungen, vor Schulkollegen, die stärker als ich und nicht nett zu mir waren. Es war ein Grauen, das mich während der Woche fast täglich befiel, auf den Magen drückte oder nervöse Bauchschmerzen verursachte. Mit dem Frühstück, dem Schulweg an der frischen Luft und der Begegnung mit Freunden vor der ersten Stunde legte sich das ein wenig, verschwand aber nicht ganz. Es war ein Gefühl, das mich später auch als Angestellter am Morgen erfasste, besonders beim Eintreten in das Bürogebäude meiner Firma, beim Betreten des Arbeitszimmers. Immer erst mit der Arbeit und Routine entstanden auch Beruhigung, Einordnung, ab und zu auch das Wohlgefühl, etwas zu leisten, etwas bewegen zu können. Dass ich dieses Morgenrauen einmal überwinden könnte, diese Angst vor Angriffen und Versagen selbst – also aus eigener Kraft – in einen freudigen Start in den Tagbeginn verwandeln, das konnte ich damals nicht ahnen.

Der Gönner

Mein Vater war zuerst leitender Mitarbeiter in einer großen Versicherung, danach selbstständiger Versicherungsberater mit drei Mitarbeitern. Ich merkte mit der Zeit, dass er dazu neigte, den Kontakt zu Menschen zu suchen, die ihm beruflich von Vorteil sein könnten. Als Volksschulkind war mir dieses Motiv noch nicht einsichtig. Auch nicht, als ein zu mir immer freundliches Ehepaar bei uns öfters eingeladen war, dessen männlicher Teil die Position eines Generaldirektors eines großen Versicherungsunternehmens innehatte, in dem seit Kurzem mein Vater arbeitete. Ich erfuhr erst später, dass mein Vater meine Mutter gebeten hatte, sich doch mit der Mutter eines Mitschülers in meiner klösterlichen Volksschule anzufreunden, nachdem er erfahren hatte, wer dessen Vater war. Daraus entstand eine ursprünglich arrangierte, dann wohl auch echte Freundschaft der beiden Familien. Dieser Generaldirektor kam auch – wie ich später erfuhr – den Erwartungen meines Vaters entgegen und verschaffte ihm, der offenbar eine gute Arbeitsleistung hingelegt hatte, einige Karrieresprünge und Geschäftsmöglichkeiten, er ebnete ihm letztlich auch den Weg in die Selbstständigkeit.

Dieser Freund der Familie wollte bei einem seiner Besuche offenbar auch mir den Einstieg ins Berufsleben erleichtern. Es war schon in meiner Mittelschulzeit und

ich habe bis heute keine Ahnung, ob ihn mein Vater dazu aufgefordert hatte oder nicht. Er bot mir mit einem Satz, den ich mir immer merken werde, an: „Du machst nach der Matura ein Studium, kommst zu mir in meine Studentenverbindung, dann in mein Unternehmen und ... dort mach ich was aus dir.“ Dabei lächelte er mich mit dem vielsagenden und gönnerhaften Blick eines guten Onkels und zugleich Machthabers an. Seine Wortwahl, seine Bestimmtheit und die Art, wie er über mein Leben verfügen wollte und dabei gar nicht auf die Idee kam, dass ich das vielleicht gar nicht wollte, irritierten mich spontan, ja sie stießen mich ab. Ich war 13 oder 14 Jahre alt und habe dazu verlegen gelächelt, mich ein wenig gewunden. Habe gespürt, dass Dankbarkeit erwartet wurde, aber Widerwillen empfunden. Wieso ich in so jungem Alter schon einen so ausgeprägten Eigensinn entwickelt hatte, wieso mir jede Form der Bestimmung oder Entscheidung über mich zutiefst zuwider war, kann ich bis heute nicht erklären. Der Wolf in mir war stolz, er wollte sich niemandem anbiedern oder unterordnen. Und schon gar nicht, wenn das vielleicht sein Vater eingefädelt hatte.

...



aus Fühlen

...

Gleichzeitig entwickelten sich bei mir eine gewisse sprachliche Zuspitzung und Verhaltensauffälligkeit. Ich reflektierte und kommentierte spontan die Aussagen oder Verhaltensweisen anderer, und es kam öfters vor, dass ich damit Dritte amüsierte. Tatsächlich entwickelte ich eine gewisse Schlagfertigkeit. Zu Anfang nützte ich sie vor allem in der Schule für Ausreden, um möglichst kreativ ein Fehlverhalten zu entschuldigen oder zu beschönigen, wie eine vergessene Hausaufgabe oder etwas nicht zu wissen, weil nicht gelernt. Manche Lehrer mussten darüber schmunzeln, die humorlosen bezeichneten es als Frechheit. Ja, ich war auch frech und brauchte dafür ein Publikum. Manchmal ging ich ganz knapp nach der Pause, bevor der Lehrer in die Klasse kam, genauso wie dieser von der Tür herein, imitierte seinen Gruß, seinen Gang, seine Mimik, seine Stimme, rief „Setzen!“ und donnerte seine übliche Unterrichtseinleitung in den Raum: „Letzte Stunde waren wir bei den Römern, der rööömischen Kaiserzeit ...“ Sofort danach setzte ich mich rasch auf meinen Platz. Wenn der Lehrer dann, von meiner vorangegangenen Parodie nichts wissend, hereinkam und ziemlich das Gleiche tat, was ich vorher in Szene gesetzt hatte, war es für ihn rätselhaft, warum ihn alle Schüler so entzückt und auch ein wenig spöttisch ansahen. Nach und nach kamen sie darauf, dass ich mit herausfordernden Aussagen die Lacher auf meiner Seite hatte, mich herausredete, wo es ging, und manchmal auch „aufzubegehren“ versuchte, was damals für Schüler ein „No Go“ war, eine absolute Ungehörigkeit.

Einmal wurde ich für meinen von mir mit Stolz getragenen Ruf als „Frechling“ in geradezu tragischer, aber auch Erkenntnis fördernder Weise bestraft. Das war, als ein eher unbekannter Lehrer für einen unserer Lehrer einsprang. Er war sehr nett, bereitete uns eine angenehme, leichte Stunde, verpackte Lehrinhalte in freundliche Diskussionen mit den Schülern. Das erwärmte mein Herz und ich wollte ihm gegen Ende der Stunde für dieses Wohlverhalten Dank und Anerkennung zollen. So sagte ich aus ehrlichem Herzen zu ihm, den ich auch optisch als angenehm empfand, er war etwas rundlich, hatte ein leicht gerötetes Gesicht: „Herr Professor Sommer, Sie sind wie eine gute Sonne.“ Er stutzte, blickte mich an und antwortete in missbilligendem Ton: „Lusak, ich weiß, du neigst zur Frechheit.“ Ich war fassungslos über diese Reaktion, konnte das Missverständnis nicht begreifen und fühlte mich ungerechtfertigt getadelt. Was hatte diesen netten Lehrer dazu bewo-

gen, auf meine freundlichen und ernst gemeinten Worte so zu reagieren? Auch das Feixen mancher meiner Klassenkameraden konnte mich nicht dazu bringen, zu denken, ich hätte etwas falsch gemacht. Erst viel, viel später – dieses „schreckliche Unrecht“ spukte mir noch lange im Kopf herum – erwog ich die Möglichkeit, dass er, wohl auch von Lehrerkollegen vorgewarnt, geglaubt hatte, ich würde mich über ihn lustig machen, mir anmaßen, ihn zu beurteilen. Heute weiß ich, dass mir recht geschehen war. Ich hatte mit zu viel Unverfrorenheit und gewissen Inszenierungen einen „Ruf“ in der Lehrerschaft erworben, auf den ich auch noch stolz war. Manche Lehrer sahen das sehr milde und nahmen mich in dieser Sache nicht so ernst, andere störte das in ihrem Selbstbild, ihrer Position und ihrer Arbeit. Und der vorgewarnte Professor Sommer vermutete offenbar Ironie in meinem Lob und wollte sich das nicht gefallen lassen. Die einfachen Lehren waren daraus für mich: „Wie du in den Wald hineinrufst, so schallt es zurück“, und in abgewandelter Form: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Doch die ab und zu unwiderstehliche Lust für einen Lacher oder den Beweis meiner Schlagfertigkeit, verbunden damit, jemanden „dumm dastehen“ zu lassen, ist mir lange geblieben. Kein guter Charakterzug. Entstanden aus der Sorge, nicht ernst genommen zu werden, aus dem Wunsch, anderen frühzeitig den Herrn zu zeigen? Ein kleiner Macho? Ein bissiger Wolf?

13

...

Zurück zur Mittelschule. Nach fast sechs Jahren Unwillen, Krampf und Ausreden, immer nur gerade noch durchgekommen zu sein, trat eine große Wende ein. In diesem Fall kann ich sagen, ich hatte selbst – ohne unmittelbaren Druck durch meine Eltern oder Lehrer – eine Entscheidung getroffen. Die erste große, richtige und auch wirksame Entscheidung meines Lebens. Zumindest hatte ich dieses Gefühl.

Ich gab mir einen Ruck

Bis dahin hatte ich mich mit allen möglichen Tricks durchgewurschtelt. War ich in einem Fach „über den Berg“, lernte ich nichts mehr bis zum Jahresende. Zum Beispiel in Deutsch: Nach wie vor bekam ich ziemlich gute Noten für meine Aufsätze, und was die Literaturprüfungen betraf, verließ ich mich auf den damals bekannten „Brenner“, in dem man Kurzfassungen von wichtigen Romanen und Theaterstücken nachlesen konnte. Allerdings reagierte meine Deutschlehrerin – meine Taktik durchschauend – mit für mich ungerechten, aus ihrer Sicht wohl pädagogisch richtigen schlechten Noten. Das zwang mich, auch in der Literatur

etwas mehr zu tun. Leicht vielen mir Englisch, Latein und Geschichte, die sprachlichen, erzählenden, humanistischen Fächer. Viel schlimmer war es in Mathematik, Chemie und Physik, wo ich nur mit widerwilligem Auswendiglernen von Formeln, Schlüssen und Konstruktionen gegensteuern konnte bei allem, was ich nicht verstand. Vor besonders gefährlich erscheinenden Schularbeiten – jetzt noch klingt dieses Wort in meinen Ohren bedrohlich – ließ ich mich mit Unterstützung meiner Mutter „krankschreiben“, was natürlich keine nachhaltige Lösung war. Und so dümpelte ich dahin, nahm die Schule „auf die leichte Schulter“ und schwitzte vor Angst und Entsetzen, wenn gegen Ende des Schuljahres ein bis zwei „Fünfer“ drohten und damit eine Nachprüfung. Wurde die nicht bestanden, hieß das „Durchfallen“ oder „Sitzenbleiben“. In diesem Stil schaffte ich es irgendwie bis in die sechste Klasse.

In einer normalen Nacht, ohne aktuelle Prüfungsangst, ging mir ein Licht auf: Ich kann das ändern! Dieses ewige Zittern, diese permanente Unsicherheit, dieses ständige Hinausschieben und Zeit verplempern, diese Übelkeit aus Angst vor der Schule: Es liegt an mir, mich besser zu fühlen. Es liegt an mir, alles dafür zu tun, dass ich die Matura schaffe. Ich will mich nicht mehr wegen schlechter Noten genieren oder bedauern, nicht mehr jammern. Ich werde das ändern! Und ich schwor mir, ab sofort nicht mehr mit vorgetäuschter Krankheit unangenehmen Schularbeiten auszuweichen, nicht mehr nach der Schule zuerst zu spielen und nachher erst Hausaufgaben zu machen, sondern umgekehrt. Ich beschloss, auch ungeliebte und schwierige Fächer ernsthaft anzugehen. Ab jetzt würde ich wirklich lernen. Ich schwor mir, ein neuer Schüler zu werden und die Matura zu schaffen.

Es war mein eigener Entschluss. Niemand anderer hat das für oder über mich beschlossen. Ich erkannte, dass ich Entscheidungen treffen und mein Leben selbst in die Hand nehmen kann. Ich spürte erfreut, wie eine gewisse Kraft in mir entsteht. Meiner Mutter sagte ich – mir selbst doch noch nicht ganz trauend und auch nichts „verschreien“ wollend – nichts davon, sie bekam es mit Erstaunen und Erleichterung nach einigen Monaten mit und meinte, „der Groschen sei gefallen“. Später wurde mir klar, dass ein zu frühes Ausplaudern die Magie einer Sache zerstören kann, dass man zuerst den Mund halten sollte, wenn man fest zu etwas entschlossen ist. So wie im Märchen, wo man ein Wort nicht sagen darf, um den Zauber nicht zu zerstören, wo man sich nicht umdrehen darf, wenn man einen neuen Weg beschreitet. Das Leben ist ja auch ein Märchen, oder?



aus Aufwachen

...

Nach knapp eineinhalb Jahren hatte ich alle erforderlichen „Scheine“ – die Bestätigungen für die Absolvierung der vorgegebenen Vorlesungen, Seminare und Übungen – und durfte mich zur ersten Diplomprüfung anmelden. Ich mache es kurz: In etwa acht Wochen hatte ich in den Fächern Privatrecht, Verfassungsrecht, Volkswirtschaft, Arbeitsrecht und Soziologie jeweils ein „Sehr gut“ bekommen. Die schriftlichen Prüfungen waren nicht einfach. Bei den mündlichen Prüfungen gelang es mir, diese sowohl mit spontanen als auch mit vorher überlegten Anmerkungen und relativierenden Fragen in Richtung eines Gesprächs zu lenken. Das nahm Spannung aus der Situation heraus und sorgte beim Prüfer so wie bei mir für Wohlbefinden. Vielleicht war das der Hauptgrund, dass ich letztlich immer ein „Sehr gut“ bekam.

Vor der Prüfung bei Professor Leopold Rosenmayr war ich leichtsinnigerweise mit einem Studienkollegen auf ein Bier gegangen. Ich dachte, Soziologie liegt mir, ich habe mich zwar nur wenig vorbereitet, aber man kann wunderbar Meinungen einbringen, Querverbindungen herstellen und philosophieren, besonders mit der Leichtigkeit von einem „Seidel“. Und auch das gelang. Ich schwelgte in Erstaunen, Glück und auch Stolz. So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Dann kam die letzte Prüfung bei Gerhart Bruckmann in Statistik. Der berühmteste meiner Professoren verkündete damals nach allen Wahlen zum Nationalrat und Landtag das „wahrscheinliche Endergebnis“ im ORF. Natürlich war er durch diese Funktion in fast allen Medien als EDV-Experte und oberster Wahl-Prognostiker präsent. Er erklärte alles – im Gegensatz zum abgehobenen „Wissenschaftlersprech“ der meisten anderen Professoren – in einfachen Worten, wirkte immer nett, kompetent und absolut seriös. Da ich eher kein Zahlenmensch war und mit Mathematik und Statistik Schwierigkeiten hatte, bekam ich bei der schriftlichen Prüfung von Bruckmann ein eher schmeichelhaftes „Befriedigend bis Genügend“. Dann trat ich zur mündlichen Prüfung bei ihm an, im Bewusstsein, dass ich in diesem Fach leider so manches nicht verstanden hatte. Schon bei der ersten Frage kam ich ins Schwimmen, auch bei der zweiten Frage redete ich mehr herum, als eine klare Antwort zu geben, ebenso erging es mir bei der dritten Frage. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er mich immer ernst angesehen, auch charmante Worte von mir konnten ihm kein Lächeln abringen. Mein Magen krampfte sich zusam-

men, ich glaube, ich hatte auch Schweißperlen auf der Stirn. Bruckmann hatte mein Studienbuch mit den bisherigen sehr guten Noten aufgeschlagen und sagte mit ernster Stimme: „Herr Kollege, wissen Sie was, ich möchte Ihnen den Vorzug nicht vermasseln, deshalb gebe ich Ihnen jetzt insgesamt ein Gut.“ Ich riss Augen und Mund auf, konnte es einfach nicht fassen. Jetzt musste er zum ersten Mal kurz lächeln. Fast entschuldigend und wieder ganz ernst erklärte er mir: „Wissen Sie, man soll jungen Menschen nicht den Weg verbauen.“

Das hat mich sehr beeindruckt. Ich habe auch später noch Großzügigkeit erlebt, aber dieses erste Mal, dieses wohlmeinende Geschenk hat mich überwältigt und in mir gleichzeitig auch den Wunsch geweckt, es ihm später gleichzutun, auch großzügig zu sein, auch Menschen ihre Wege nicht zu verbauen. Als prüfender Universitätslektor in den 1990er und 2000er Jahren habe ich dann auch kein „Nicht genügend“ gegeben, niemanden durchfallen lassen. Gar nicht so einfach, wenn man vor einer grottenschlechten Arbeit saß.

Im Frühjahr 1971 bekam ich mit fünf „Einsern“ und einem „Zweier“ einen sogenannten „Vorzug“. Ich war wirklich erstaunt, musste noch oft den Kopf schütteln. Der Vorzug brachte mir Ansehen in der Professorenschaft, im Dekanat und bei den Kollegen. Und es gab sogar ein Begabtenstipendium, ein paar tausend Schilling – ich weiß leider nicht mehr, wie viel genau. Unfassbar.

16

Noch erstaunlicher wurde es mit diesem Ergebnis zu Hause. Meine Mutter schmolz dahin, überschüttete mich mit Lob für dieses auch für sie unerwartete Ergebnis und wiederholte: „Ich hab immer schon gesagt, du bist nicht blöd.“ Dann wollte ich das natürlich auch meinem Vater unter die Nase halten. Ihm, meinem innerfamiliären Widersacher, der das Studium nur ungern finanzierte. Ihm, der als Maturant dem Akademischen mit Misstrauen gegenüberstand, der mich lieber arbeiten gesehen hätte, der sich um meine Fortschritte im Studium wenig gekümmert hatte und in der tiefen Überzeugung lebte, „dass der Bub nicht viel taugt“. Ihm legte ich – mit ernster Miene und ein bisserl boshaft ohne Kommentar – einfach mein Studienbuch hin. Er fragte: „Was ist das?“ Ich antwortete: „Mein Studienbuch, schau hinein.“ Als er zu der Seite kam, auf der die Noten und der Eintrag „Vorzug“ zu sehen waren, fragte er nochmals: „Was ist das?“ Dann drehte und wendete er das Studienbuch wie einen falschen Hunderter, schaute irritiert, stand auf und verließ das Zimmer. Jetzt war es an mir, irritiert dreinzuschauen.

Er hatte gedacht, ich hätte ihm eine Fälschung vorgelegt, ich würde ihn zum Narren halten. Erst einen Tag später, nachdem meine Mutter glaubhaft versichern konnte, dass dies ein echtes Dokument ist und „unser Sohn“ wirklich die erste Diplomprüfung mit Vorzug bestanden hat, kam er zu mir und sagte: „Ich gratuliere dir und bin stolz auf dich.“ Eine Umarmung gab es nicht, doch seine Ansicht

über mich hatte sich geändert. Das wusste ich vor allem deswegen, weil meine Mutter mir mitteilte, dass er in den nächsten Wochen bei jeder sich bietenden Gelegenheit anderen von meinem Studienerfolg erzählte.

–

Bei Gillette kam bald eine schöne neue Produkteinführung auf mich zu, ein sogenannter Launch. Die weltweite Einführung des „Gillette Contour“, eines von der Mutterfirma in den USA entwickelten innovativen Nassrasur-Apparats mit beweglichem Schwingkopf stand bevor. Mit diesem Rasierer konnten einerseits weiterhin wie bei den Vorläufermodellen zwei Klingen hintereinander über die Gesichtshaut gezogen werden. Die Innovation bestand darin, dass sich die zwei Klingen in einem sich flexibel an die Haut anpassenden Rasierkopf befanden, dem „Pivoting Head“. Dadurch konnten sich die Klingen noch besser als früher an die Haut anlegen und die Barthaare noch tiefer abschneiden, „porentief“, wie die Werbung versprach. Was das Rasieren noch gründlicher, die Haut noch glatter machen sollte. Die damals perfekte Rasur. Ich war total begeistert, war in Österreich der Hauptverantwortliche für das Launch-Management.

In einem militärisch anmutenden Prozess wurde dieses Produkt in bestimmten Schlüsselmärkten zuerst eingeführt, um Erfahrungen zu sammeln, kurz danach folgten die etwas kleineren westlichen „Mitläufer“ und zum Schluss weltweit die bezüglich Rasiergewohnheiten, Distribution und Medien noch nicht so entwickelten Staaten. Österreich war ein „Mitläuferland“, das knapp vier Monate nach Deutschland den Launch durchzuführen hatte. Deshalb waren die Brandmanager aus fast allen europäischen Ländern in der heißen Phase häufig im „European Headquarter“ in London, um sich über Pläne, Startvorbereitungen, Kampagnenverläufe, Ergebniszahlen und Erfahrungen, sogenannte Lessons Learned, auszutauschen. So flog auch ich jeden Monat nach London. Ich war auch stolz dabei, als in München in einer Riesenhalle im Rahmen einer aufwendigen Konferenz und Multimedia-Show mit einpeitschenden Ansprachen, Präsentationen, Filmen, Interviews und Sketches die Einführung am deutschen Markt eingeläutet wurde.

Bei der österreichischen Einführungskonferenz in Baden mit dem Außendienst und ausgewählten Handelspartnern war beste Stimmung, die Verkäufe in den Handel liefen auf Volldampf, die in vielen Medien gestartete, auf österreichische Verhältnisse getrimmte Kampagne erreichte hohe Aufmerksamkeitswerte. Ich hatte ein gutes Gefühl, das ganze Team war sehr euphorisch.

Und dann gab es eine für mich denkwürdige kurze Begegnung im Londoner Headquarter. Lange habe ich darüber gerätselt, was passiert war. Folgendes ge-

schah: Beim Coordination Meeting einen Monat nach der Einführung in Österreich traf ich am Gang auf meinen österreichischen Company-Chef und den European Coordinator. Nachdem wir vorher noch nicht darüber reden konnten, fragte mich dieser: „So Wolfgang, how was the launch in Austria?“ Mit Enthusiasmus zählte ich auf, wie stark die Vorverkäufe gelaufen waren, wie viel die Supermarktzentralen bestellt hatten, wie gut die TV-Spots, Plakate und Inserate angekommen sind, wie sehr sich unsere Vertreter ins Zeug legen und dass wir die Launch-Ziele übertreffen werden. Die Reaktion der beiden war Schweigen. Sie sahen mich während meiner Erläuterungen nur ernst an, wechselten dann einen für mich unverständlichen kurzen Blick, nickten mir zu ... und gingen weiter. Mir war klar, das war definitiv keine positive Reaktion. Ich war verunsichert. Was hatte ich falsch gemacht? Was hatten sie von mir erwartet?

...



aus Lernen

...

Aber es gab auch unangenehmen Gegenwind. So lud mich zum Beispiel der Minister eines der drei im Aufsichtsrat vertretenen Ministerien zu einem Gespräch unter vier Augen ein. Als ich mich zu Beginn ein wenig vorstellen wollte, unterbrach er mich mit scharfer Stimme: „Ich kenne Sie bereits von Berichten und vom Fernsehen.“ Mir fiel im Moment nichts anderes ein, als mit „Ich Sie auch“ zu kontern, was er mit einem gequält-grimmigen Blick quittierte. Dann befragte er mich streng zu allen Details, zu jedem Schritt der Agenturfindung, wobei er mindestens fünf Mal einfügte: „Herr Magister Lusak, ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich bei Ihnen nicht interveniere!“ Dennoch war klar, dass er die Entscheidung für die Agentur nicht goutierte, auch wenn ich diese gemeinsam mit dem Aufsichtsrat, der Weinwirtschaft und Experten getroffen hatte und sie auch vom Landwirtschaftsminister positiv aufgenommen worden war. Zu jedem Schritt wollte er noch weitere Begründungen hören, die ich aus meiner Sicht gut geben konnte. Dann wünschte er mir vielsagend viel Glück und entließ mich. Ich hatte beim Hinausgehen Tränen in den Augen, weil ich wütend darüber war, wie ungeniert ein Spitzenpolitiker dem Geschäftsführer eines öffentlichen Unternehmens ohne Argumente seinen persönlichen Widerwillen und eine Art Kampf-ansage zum Ausdruck bringen konnte.

Auch der Direktor der Landwirtschaftskammer eines der vier im ÖWM-Aufsichtsrat vertretenen Bundesländer kritisierte bei unseren Meetings und auch sonst meine – wie er sie nannte – „falsche“ Strategie. Er versuchte, ÖWM-Aktionen zu verhindern oder zumindest zu schwächen. Dazu muss man sagen, dass ich 1987 mit der Gründung des „Salon Österreichischer Wein“ der bisherigen Bundesweinbaumesse den Todesstoß versetzt hatte. Sie war von der Landwirtschaftskammer verteidigt, von vielen aber als unwürdiges „Besäufnis“ bezeichnet worden. Die Mehrheit der sonst relevanten Vertreter von Weinbau und Weinhandel trugen meine Entscheidung mutig mit. Und der Salon besteht bis heute als hochklassiges Wein-Ranking und wichtigster Wein-Event des Landes. Der alten Bundesweinbaumesse krächte bald kein Hahn mehr nach. Dieser Kammerdirektor wollte auch seine Mitarbeiter und Mitglieder bei der ÖWM-Aktion „Initiative Wein 90“ nicht mitwirken lassen, obwohl es die erste wirklich professionelle Weiterbildungsaktion zum Thema Wein war. Sie ermöglichte mithilfe von Lernvideos und Leit-

fäden die Durchführung von überzeugenden Degustationen und Weinbeschreibungen, ebenso das richtige Servieren, optimale Präsentieren und Verkaufen in den Verkostungsräumen der Winzer, an den Tischen der Gastronomie und in den Regalen des Handels. Erfreulicherweise haben die meisten Mitwirkenden aus den sonstigen Weinorganisationen meine Botschaft von der neuen Weinkultur unterstützt und mit Lust und Einsatz verbreitet. Zehntausende Broschüren, Riedel-Gläser, Weinjahrgangskalender, Essen-zu-Wein-Empfehlungen fanden so in der Weinwirtschaft Aufnahme.

Druck kam auch von einem aufstrebenden Landespolitiker, der ganz gerne bei ÖWM-Wein-Events dabei war, mich auch manchmal zu seinen Veranstaltungen einlud, weil er sich offensichtlich im Zuge des wachsenden Weininteresses der Menschen und Medien auch für sich positive Medienpräsenz erwartete. Er war immer gut aufgelegt, bat mich oft an seine Seite, sein herzhaftes, donnerndes Lachen klingt mir jetzt noch im Ohr. Einmal war er so gut aufgelegt, dass er mir fest auf die Schulter klopfte und strahlend meinte: „Aber weißt eh, Lusak, wenn das nix wird, dann Rübe ab!“ Und lachte auch schon wieder aus vollem Hals. Ich war zu erstaunt, zu unvorbereitet, um darauf etwas zu sagen, spürte aber schon die Härte dahinter, den Hinweis, dass ich unter Beobachtung stünde und von der Politik jederzeit ausgetauscht werden konnte.

20

Am einschneidendsten schenkte mir ein sehr erfahrener, durchaus wohlwollender Fachjournalist „reinen Wein“ ein, als wir zu zweit nach einer längeren, sehr netten Verkostung allein an einem Tisch mit zwei Glas Rotwein saßen: „Es wird nicht leicht für Sie werden, denn – verzeihen Sie den Ausdruck – Sie sind in dem ganzen Zirkus um die Skandalbewältigung und den Neustart ein armes Schwein. Für die Roten, die Sie ermöglicht haben, waren Sie nie ein Zugehöriger. Die denken eher, dass Sie jetzt ein an die Schwarzen Angepasster sind, so etwas wie ein undankbarer Überläufer. Für die Schwarzen ist es einfach eine Zumutung, wenn eine wichtige öffentliche Position in der Land- und Weinwirtschaft wie Ihre, Herr Magister Lusak, nicht von einem aus ihrer eigenen Partei besetzt ist. Sie sind daher nichts anderes als ein Missgeschick, ein Systemfehler, eine Zumutung, mit der die Schwarzen eine Weile leben müssen. Einfach weil Sie nicht zu ihnen gehören, nicht aus ihrem Stall kommen. Auch wenn Sie kein Roter sind, gut arbeiten, Erfolg haben und zum Überdross auch noch medial gelobt werden, sind die Schwarzen darüber verärgert bis böse, weil das der Partei und ihren Funktionären etwas an Publizität wegnimmt, weil das einfach weniger bringt, als wenn ein der Partei Nahestehender die ÖWM führt. Weil man so einem natürlich viel leichter sagen kann, welche Aktivitäten für die Partei wünschenswert wären. Selbst wenn Sie dem Minister Riegler sympathisch sind und er Ihre Arbeit gut findet, über

kurz oder lang müssen Sie weg.“

Ich schluckte, nickte, bedankte mich für die offenen Worte und spürte, dass ich ihm ehrlich leid tat. Auch wenn mir das Gesagte irgendwie schon bewusst war, so schonungslos hatte das bisher noch keiner ausgesprochen. Nach diesem Gespräch und auch nach anderen Anfeindungen dachte ich: Da ist sie wieder, meine Rolle der Fremdheit in der Arbeitsumgebung, diese Nicht-Zugehörigkeit, dieses Ausgestoßen-Sein. Du bist immer noch der einsame Wolf, der mehr oder weniger allein herumstreift und etwas sucht. Ist das dein Schicksal, deine Lebensrolle? Bist du genetisch so geprägt? Haben dir das deine Vorfahren eingebrockt? Kannst du nicht anders? Unbeugsam, aber einsam? Und dann noch die Fragen: Kann ich keine Entscheidungen treffen? Bin ich Spielball oder Spieler? Ich fragte mich letztlich auch: Wer bin ich? Was ist mein Wesen? Was ist meine Identität? Muss ich so sein oder will ich so sein? Was will ich wirklich? Wonach suche ich eigentlich?

...



aus Lehren

...

Dann sah ich diesen alten Mann am Straßenrand sitzen, in einfachen, aber sauberen Kleidern. Er sah mich an und gleichzeitig durch mich hindurch. Sein Blick berührte mich sofort zutiefst. Er war ruhig, verinnerlicht, dennoch offen, universell, schien etwas Ewiges in sich zu haben. Konnte ich in darin die ganze Traurigkeit, Freude, Gelassenheit und Weisheit eines Volkes spüren? Der Mann kam mir alt, doch schön, gefasst, souverän vor. Spontan dachte ich an die lange Geschichte Chinas, an die Weisheit von Konfuzius, an die Kaiser und ihre Minister, die Mandarine, an das Reich der Mitte. Der alte Mann war wohl auch in seiner Mitte. In der Mitte zwischen Abschottung und Aufbruch, Vergangenheit und Zukunft, Vertrautheit und Fremdheit. Dachte er an die mühsame Entstehung des Landes, das mit kleinen Herrscher-Dynastien begonnen, sich als Gemeinschaft der Han-Chinesen gefestigt hatte, das von 500 bis 1500 n. Chr. dem westlichen „Abendland“ in fast allen Bereichen überlegen war? Dachte er an die früher oft angreifenden Mongolen, die in Form der Yuan-Dynastie das Land letztlich hundert Jahre beherrschten, an die Ming-Dynastie, die damals schon das Reich mit einem beispiellosen Geheimdienst und Spitzelwesen überzog? Dachte er daran, dass China 1759 die maximale Ausdehnung in seiner gesamten Geschichte hatte, somit deutlich größer als heute war? Dachte er an die Engländer, die so wie andere europäische Mächte plus Japan das Land China 150 Jahre lang demütigten? Dachte er an Maos Kulturrevolution, die Millionen Chinesen das Leben kostete? Ich weiß es nicht. Vielleicht hatte er auch nur an die Reissuppe gedacht, die er bald zu essen beabsichtigte.

Jedenfalls bemerkte ich, dass sich etwas in seinem Ausdruck veränderte. Ich hatte das Gefühl, dass sein Blick wärmer wurde, dass sein Mund ein wenig lächelte. Ich mag mich getäuscht haben, war dennoch voller Dankbarkeit für diese stumme Begegnung. Ich hatte das Gesicht Chinas gesehen. Als ich mich endlich – die Liebste zupfte mich schon – abwendete, verbeugte ich mich vor ihm. Sein Gesicht wird mir immer gegenwärtig bleiben, ein Gesicht des unergründlichen Gleichmuts, der grenzenlosen Weisheit.

...

Ich hatte sehr viel gearbeitet. Als Geschäftsführer des Unternehmens, als Berater bei eigenen Projekten. Am und im neuen Haus. Nicht zu vergessen als Universitätslektor, der einmal in der Woche am Abend vier Stunden lang Studierende zu begeistern hat. Oft war ich müde, doch das alles war nicht die zentrale Ursache für das, was nun geschah.

Wir waren im späten Frühjahr auf Kurzurlaub an der Adria. Grado, Venedig, Triest. In einer Nacht spürte ich ein leichtes Ziehen, ein Kribbeln in beiden Beinen. Am nächsten Morgen war ich entsetzt, beide Beine waren angeschwollen von oben bis unten, so stark, dass auch die Füße dick wurden und die Knöchel verschwanden, es schmerzte auch ein wenig. Panik kroch in mir hoch. Ich versuchte es mit Wassergüssen in der Dusche, Hochlagern der Beine, Kühlen mit feuchten Tüchern. Es ging nicht zurück. Ich wusste, dass schon als Kind nach Krankheiten wie Masern oder Scharlach mein linker Oberschenkel angeschwollen war, dass ich einmal beim Schifahren nach dem Ausziehen der sehr harten Schischuhe ein angeschwollenes Bein hatte, was aber in einer Stunde wieder verschwand. Ich hatte auch in den letzten Jahren manchmal einen kniehohen Stützstrumpf gebraucht. Immer war von leichten Lymphstauungen die Rede gewesen, die nicht so schwerwiegend seien, die ich auf die leichte Schulter nahm. Aber das jetzt war eine andere Dimension. Wir fuhren rasch nach Wien zurück und ich ging zum Arzt. Der wies mich in eine auf derartige Symptome spezialisierte Abteilung ein, zum ersten Mal in meinem Leben musste ich ins Spital. Es gab jede Menge Untersuchungen. Endergebnis war, dass weder eine Vergiftung, Infektion oder Verletzung vorliegt und auch keine organische Krankheit besteht, sondern ein genetisches, also durch Vererbung verursachtes schwaches Lymphsystem mit einem Lymphstau oder Lymphödem in den Beinen. Ein Arzt sagte zu mir in beruhigendem Ton: „Sie sind grundsätzlich gesund, haben nur funktionsschwache Lymphbahnen in den Beinen, was schulmedizinisch gesehen leider nicht heilbar ist. Sie können einige Dinge tun, um die Stauungen zu mildern, werden aber ihr Leben lang Stützstrümpfe brauchen.“

Das beruhigte mich gar nicht. Auch nicht die dort übliche Behandlung mit Bandagen und pneumatischen Lymphdrainagen. Ich fühlte mich gefangen in einem schulmedizinischen System, das in meinem Fall keine rechte Lösung oder Heilung anbieten konnte. Gleichzeitig lähmte mich ein Ohnmachtsgefühl, die Sorge, dass meine Beine immer dicker werden könnten, dass ich dadurch in meiner Bewegungsfreiheit immer mehr eingeschränkt sein würde, bis ich nicht mehr arbeiten und leben könnte. Ich fiel in ein Loch der Ausweglosigkeit und des Selbstmitleids. Aber nicht lange. Bald war ich wieder bereit, für meine Gesundheit zu kämpfen, alles zu tun, um Besserung zu erreichen. Ich erkannte zwei

naheliegende, sich ergänzende Ansätze: 1. Meinen Körper so behandeln, dass er diese Stauungen reduziert, minimiert und eventuell sogar auflöst. 2. Die Stauungen auf psychologisch-seelischer Ebene als das sehen, was sie sind, eine Botschaft des Körpers an meinen Geist, dass ich etwas in meinem Leben ändern sollte. Krankheit als Weg.

...



aus Gestalten

...

„Es kann sein“ ist für mich nicht nur ein optimistischer Gedanke, eine andere Form von „Yes we can“ oder „Glaub an dich“, sondern auch Ausdruck eines gelassenen Urvertrauens. „Es kann sein“ bedeutet für mich beides, alles für möglich zu halten einerseits, alles einfach geschehen, fließen, gut sein zu lassen andererseits, ein „Let it be“. So wurden die drei Worte „Es kann sein“ zum Slogan, der ganz oben auf meiner ersten „Lusak Consulting“-Website prangte und jetzt noch auf allen meinen Präsentationen. Handgeschrieben. Von mir. Meine Idee und Haltung ausdrückend.

Bisher hatte ich noch keine Website, Anfang der 2000er Jahre für ein Ein-Personen-Unternehmen auch kein Problem. Doch ich hatte schon einige Ideen für die Darstellung meines Angebots. Mithilfe eines Internet-Profis, der auch Hausherr des Gemeinschaftsbüros war, in dem ich mich ab 2000 eingemietet hatte, entstand die Website. Er gestaltete sie technisch und grafisch, ließ mich meine Ideen bezüglich Personifizierung meiner Angebote in munteren Fotos ausleben, entwickelte auch meinen ersten Prospekt. Die Texte dazu brachte ich ein.

Jetzt war ich Teil des World Wide Web, konnte meine Botschaften und Angebote weithin kommunizieren. Damit ging es sofort um Zugriffe und Auffindbarkeit, um ein hohes Ranking in den Suchmaschinen. Daher überlegte ich, wie ich zu mehr „Traffic“, zu einem verstärkten Dialog mit Kunden kommen konnte. Ich installierte einen kleinen Blog, in dem ich über meine Projekte berichtete. Bald bemerkte ich, dass es noch besser ist, wenn viele Kunden und Unternehmen ihre Erfolgsgeschichten selbst erzählen. Dann wurde mir klar, dass ich auch Themen kommunizieren müsste, die über mein Geschäft hinausgehen, Inhalte, die alle interessieren. So begann ich, die Fachartikel, die ich schon für Printmedien schrieb, auch auf meiner Website zu veröffentlichen. So wuchs ich hinein in die Welt des Content Management, des Storytelling und der Gastkommentare. Am liebsten schrieb ich über mein Spezialthema: Lobby Coaching

...

Dann war da noch der Vorsitzende eines Verbands, er war auch Nationalratsabgeordneter und spielte in seiner Partei eine maßgebliche Rolle. Manchmal wurde er

in den Medien dank seines Fachwissens und seiner Pragmatik auch als „Minister-Anwärter“ genannt. Er hatte mich bei einem meiner Seminare kennengelernt und bald auch als Berater engagiert. Letztlich wurde ich so etwas wie sein persönlicher Vertrauter. Am Höhepunkt seiner Karriere wurde ihm bewusst, dass der alte, viel zitierte Spruch „Feind, Todfeind, Parteifreund“ auch für ihn an Relevanz gewann. Den Generalsekretär des Verbands, der mehr intrigant als konstruktiv war, konnte er aufgrund dessen langjähriger Vernetzung nicht so einfach loswerden. Es gab auch noch drei Funktionäre mit ähnlich tiefer Verwurzelung, die dachten, aus ihrer gesicherten, im eigenen Bereich mit vielen Mitgliederstimmen gewählten Position tun und lassen zu können, wie sie wollten, dabei oft konträr zum Vorsitzenden auftraten. Zu diesem „Parteifreunde-Trio“ gehörte ein junger, sehr ehrgeiziger Funktionär, der es offensichtlich auf die Position des Vorsitzenden abgesehen hatte. Dazu kamen noch Probleme bei einem der Großunternehmen, in dem mein Kunde im Aufsichtsrat saß, und – wen wundert’s – Gesundheitsprobleme.

„Je höher du kommst, umso dünner wird die Luft, umso heftiger wird der interne Konkurrenzkampf, umso weniger weißt du, wem du noch vertrauen kannst“, sagte er zu mir und bat mich für unsere regelmäßigen Vier-Augen-Meetings um drei Hilfestellungen: a) Meditation für innere Entspannung und Entscheidungsfähigkeit, b) Abstimmung der strategischen Verbandsausrichtung, c) Coaching für sein unmittelbares Verhalten in der Führung, insbesondere den Umgang mit schwierigen Kollegen. So hatte ich fast zwei Jahre lang genau in der Reihenfolge immer Donnerstag abends recht vertrauliche Sitzungen mit ihm. Er konnte mich mit jeder Frage konfrontieren, ich konnte die inneren Strukturen und Befindlichkeiten in einem interessenpolitischen Regelwerk aus erster Hand kennenlernen. Er versuchte immer den fairsten Weg zu gehen, nie wollte er „tricksen“, was oft schwieriger, doch letztlich erfolgreich war. Bei so einer Aufgabe kommt man einem Menschen sehr nahe.

...

Auch in Shiras erlebten wir eine unauffällige Auflehnung gegen das Regime, als wir das Grabmal von Hafis besuchten, dem wohl berühmtesten persischen Dichter und Mystiker. Der kleine offene Kuppelbau ist umgeben von einem sehr hübschen, mit Büschen und Blumen bepflanzten Park. Wir sahen junge Paare, verbotenerweise Händchen haltend, fröhliches Flanieren, leises Plaudern, Fotografieren, Blicke in Bücher, offensichtlich mit Reimen des verehrten Poeten, leises Vorlesen. Eine Gruppe von Mädchen mit teilweise nicht ganz korrekt gebundenen Kopftüchern näherte sich meiner Frau. Auf Englisch stellten sie einige höfliche Fragen,

auch nach ihrem Namen, und baten, ein Foto mit ihr machen zu dürfen. Als auch ich auf sie zukam, traten sie ein wenig zurück – die öffentliche Konversation mit einem Mann, einem Ausländer, war wohl weniger schicklich. Ich hatte ein Büchlein mit Hafis-Gedichten dabei, deutete mit dem Finger darauf und sagte zu ihnen: „Hafis, listen!“ Einen kurzen Aphorismus las ich auf Deutsch vor: „Mag ich gut sein oder böse, wandle weiter deinen Pfad. Denn am Ende erntet jeder nur die Früchte seiner Tat.“ Sie hörten zu, verstanden wohl nichts, waren aber entzückt, erlebten Hafis’ Energie in fremder Sprache. Sie lächelten und tuschelten um die Wette. Dann las eines der Mädchen kurz aus einem Hafis-Band auf Persisch vor, was meine Frau und ich mit zartem, freudigem Applaus quittierten. Natürlich hatten wir auch nichts verstanden, aber wie schön und wohlklingend ist diese Sprache! Wie tief empfindet man in ihr und in diesen Mädchen die Größe der persischen Kultur.

Später las ich im Buch einen anderen Text von Hafis, der auf seinen Tod anspielt: „Wenn du zu meinem Grabe deine Schritte lenkst, bring Wein und Laute mit, damit ich zu der Spielmannsweise tanzend mich erhebe.“ Noch einmal wurde mir gewahr, wie sehr diese Worte im heutigen Iran wie ein Aufruf zum Widerstand klingen, wie sehr der Geist der persischen Kultur und seiner erhabenen Denker den Iranern auch in der Gegenwart eine Stütze, ein Trost oder ein stiller Protest sind. Verurteilen wir nie ein Volk, es gibt überall solche und solche Menschen. Versuchen wir, sie kennenzulernen.

...



aus Engagieren

...

Fast drei Jahre hatte ich bereits für die wunderbare Besitzerin einer Boutique gearbeitet, die sich in der Welt der Haute Couture ebenso zurecht fand wie bei der eigenen Erzeugung trendiger Accessoires. Mit neuem, ganz auf sie zugeschnittenem Marketingauftritt, gezielten Kooperationen mit anderen Top-Geschäften, schicken Events, Aktionsideen für die lokale Einkaufsstraße sowie einem Filialkonzept war es bereits mit ihren Umsätzen steil bergauf gegangen. Dann passierte Unvorhergesehenes. Als ich einmal zu ihr kam, brach sie sofort in Tränen aus. „Mein Mann hat eine Freundin und will sich scheiden lassen“, vertraute sie mir an. Eine aus ihrer Sicht heile Welt war zusammengebrochen. Da sie auch schon an einem meiner Meditationsseminare teilgenommen hatte, erwartete sie von mir moralische und psychologische Unterstützung bei der Bewältigung dieses für sie nun schwerwiegendsten Problems. Ich fragte sie, ob sie wirklich von mir Hilfe wolle oder doch von einem Anwalt oder Psychotherapeuten. Sie wollte. In vielen Sitzungen ging es um die Klärung der Umstände ihrer privaten Tragödie, Aufarbeitung persönlicher Verletzungen und Bereitschaft zu Konsequenzen. Es ging um Verstehen, eigene Verantwortung finden, verzeihen können, vernünftige Trennung und die beiden Kinder sowie das Geschäft. Anfangs wollte sie von mir Ratschläge, wie sie ihren Mann zurückgewinnen kann, doch dafür gab es seinerseits keine Bereitschaft. In gut einem Jahr durchlief sie alle Stationen eines menschlichen Dramas: sich empören, die Realität verweigern, festhalten wollen, tiefen Schmerz empfinden, sich alleingelassen fühlen, langsam die eigene Mitverantwortung erkennen, aber auch langsam ans Verzeihen denken, mit dem Schmerz leben, dann doch loslassen, die neue Realität annehmen, erkennen, dass alles vielleicht notwendig war, dass es gut und richtig ist, wie es jetzt ist, dass eine neue Chance, eine neue Freiheit da ist, dass es bald ein neues, schönes, reiches Leben geben kann – und wird. In den Meditationen, die wir in diesem Prozess immer wieder gemeinsam machten, war eine Aussage für sie besonders hilfreich: „Ich bin ein leuchtendes Gefäß, das empfängt und weitergibt.“ Sie fand zu einer fairen Scheidung und vor allem zu einer auch für die Kinder positiven Vereinbarung. Sie stürzte sich wieder in die Arbeit, hatte noch viele Jahre Erfolg und besuchte auch weiterhin meine Seminare. Heute ist sie in Pension und wir sind gute Freunde geworden, die sich immer wieder sehen.

...

Letzten Endes musste ich zur Kenntnis nehmen, dass das Thema in allen Parteien keiner so richtig anfassen will, weil es in keiner echten Priorität hat. Haben also die von mir befragten Mittelständler recht, dass es keine Lobby, keine Interessenvertretung für den Mittelstand gibt? Ist nicht auch die Stimmung in den Medien am Mittelstand desinteressiert, weil sie lieber über die glamourösen Reichen und die furchtbar Armen berichten? Und ist nicht der Mittelstand auch selbst schuld, der generell lieber arbeitet als sich politisch zu engagieren, der sich so wenig in die Volksvertretungen hineinreklamiert, der sich willfährig zurückdrängen lässt? Hat es nicht auch mit seiner Heterogenität zu tun, dass er als politische Einheit Kleinstunternehmen, größere Mittelstandsbetriebe und auch Freiberufler unter einen Hut bringen müsste? Ja schon, aber nicht nur. Ich vermute immer mehr, dass die Ignoranz für den Mittelstand auch damit zu tun hat, dass er keine historische Basis hat, keine „große Erzählung“. So wurde der Mittelstand zu einem „blinden Fleck“ in Gesellschaft, Politik und Medien. Das ist eine Katastrophe, weil es eine weitere Spaltung und Zerstörung unserer Gesellschaft ermöglicht. Und das will ich mit diesem Buch ändern. Genauer gesagt mit der Symbolik von Kegel, Schachfigur, Kugel.

...



Eine verborgene Wahrheit, eingehüllt in eine wundervoll persönliche Erzählung

Warum werden die Reichen immer reicher, die Armen immer apathischer und die Menschen der Mitte immer unsichtbarer? Warum gibt es scheinbar kaum etwas zwischen Links- und Rechtsextremismus?

In seiner Aufgabe als Stimme der Mitte beschreibt Wolfgang Lusak die berührend-spannende Geschichte eines Menschen, der entdeckt, was wirklich hinter den Fassaden unserer Welt verborgen liegt. Eine erstaunliche Enthüllung, die es ermöglicht, uns selbst zu erkennen und diese Epoche zu verstehen.



„Dieses Buch kommt zur richtigen Zeit!“

Josef Zotter, Zotter Schokolade

**„Wolfgang Lusak zeigt, wie es uns allen
besser gehen könnte. Unbedingt lesen!“**

Friedrich Riess, RIESS KELOmat

**„Ein faszinierender Einblick in die Welt des
Marketings und Unternehmer:innentums.“**

Leo Hillinger, Weingut Leo Hillinger

**„Wahre Expertise kommt nie aus der Mode.
Lusak bietet ein vielschichtiges Lesevergnügen!“**

Karl Mayr, FUSSL Modestraße



**„Lebensqualität Mitte. Für das Herz ebenso wie für unser Hirn.
In diesem Buch wunderbar zum Nachlesen.“**

Mag. Anita Frauwallner, Gründerin und CEO Institut AllergoSan

